

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Johann Gottfried Steffan
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

† Johann Gottfried Steffan.

Mit Bildnis, neun Reproduktionen im Text und drei Kunstbeilagen.

Nachdruck verboten.

Der Nestor der Schweizer Maler, Johann Gottfried Steffan, ist am 16. Juni dieses Jahres zu München, fast neunzig Jahre alt, nach kurzer Krankheit aus dem Leben geschieden. Er war einer der angesehensten Vertreter der ältern Münchner Landschaftsmalerei. Ein überaus tätiges Künstlerleben fand hier seinen Abschluß. Zwar war es dem Meister nicht beschieden, bis zuletzt seiner Schaffenslust Genüge zu tun; notgedrungen hatte er seit ungefähr sechs Jahren den Pinsel aus der Hand legen müssen, da die Empfindlichkeit des Auges für die Farbe immer mehr nachgelassen hatte. Dieser Feierabend war eine schwere Aufgabe für den geistig und körperlich sonst noch so rüstigen Greis.

Geboren zu Wädenswil am 13. Dezember 1815 erwählte er nach Absolvierung der dortigen Schulen das Metier des Lithographen. Achtzehn Jahre alt ging er nach München, wo er unter Bodmer sich noch weitere fünf Jahre in diesem Fach ausbildete. Veranlaßt aber durch Umgang mit Malern und das Studium der Münchner Gemäldesammlungen gab er 1838 den Lithographenberuf auf, besuchte die Kunstakademie und ging zur Landschaftsmalerei über. Im Jahr 1841 verkaufte er sein erstes Bild („Abend am Zürichsee“) an den Münchner Kunstverein, und nun begann ein fröhliches, zwar noch tastendes Studienmalen und Zeichnen, ein reger Verkehr mit der damals freilich noch kleinen, aber bedeutenden Künstlerschar. Der angehende Maler hatte bald seine eigenste Domäne gefunden, die Gebirgsmalerei, und in zunehmendem Maße behauptete er nun Jahrzehnte hindurch als Schilberer der mächtigen Gebirgswelt der Schweiz, ihrer tosenden Bergwasser, ihrer tiefgründigen Bergseen den Rang eines der ersten Künstler auf diesem Gebiet. Aber nicht nur im Vaterland holte er sich die Motive zu seinen Bildern — allerdings die meisten — sondern auch die Berchtesgabener Gegend (Kamsau), die Seen der bayrischen Voralpen, das Innthal, auch einmal der Gardasee reizten ihn zwischen durch zu Studienreisen, und sein Pinsel hat auch die hier gewonnenen Eindrücke zu manch herrlichem Bild umgestaltet. Wie viele vom Starnbergersee allein sind nicht aus seinem Atelier hervorgegangen! Dem Sohn des Zürichsees hatte es dieser angetan, und jedes Jahr im

Vorfrühling, oder wenn der Herbst die Blätter gilbte, zog es ihn mächtig dorthin.

In seinen Gemälden spiegelt sich des Künstlers Persönlichkeit, dem keineswegs das sogenannte leichte Künstlerblut eignete; er war von ordnungsliebender, kernhafter Natur, fest stehend in seinen Ansichten, abhold allem leichtfertigen Wesen, von strenger Lebensauffassung. Seine Bilder sind alle gewissenhaft gezeichnet und ausgeführt, voll Eigenart, ernste Poesie, oft von herber Wucht; die Farbengebung ist nie blendend oder süßlich. Mehr leicht als in der Farbe liegt ihr hauptsächlichlicher Reiz in der harmonischen Komposition, in der schönen Linienführung, in der prägnanten Charakteristik, der liebevollen Behandlung alles Details.

Die reifsten Werke datieren aus den Jahren 1860 bis etwa 1890, und sie sind in allen Kunstmuseen der deutschen Schweiz, oft in mehreren Exemplaren (z. B. Basel, Zürich, Bern, Glarus, St. Gallen) und in vielen schweizerischen Privatsammlungen vertreten. Der Glarner Kunstverein allein besitzt ihrer sechs; denn manchen Sommer, oft in Begleitung seines Sohnes Arnold, des einzigen seiner Söhne, der in des Vaters Fußstapfen getreten, hat der Künstler im Glarnerland seinen Studien obgelegen, und die Glarner erkannten dankbar diese Liebe zu ihrem Ländchen an; ihr Kunstverein ernannte Steffan zum Ehrenmitglied. Ferner finden sich Werke von ihm in den Gallerien von München, Karlsruhe, Dresden,

Leipzig, Köln, Hamburg, Prag, Antwerpen usw., usw. König Ludwig I. von Bayern ließ 1861 durch Bildhauer Halbig Steffans Büste für den Koryphäensaal der Pinakothek anfertigen. Titeln wich er aus, sie hatten keinen Reiz für ihn.

1882 traf ihn ein schwerer Schlag: sein hochtalentierter Sohn Arnold, sein treuer Begleiter auf den Studienreisen, sein Nachfolger starb im Alter von vierunddreißig Jahren. Von da an gab er seine Reisen auf. An gesammelten Studien besaß er ja noch überreichen Stoff zu Bildern für ein weiteres Jahrzehnt. Jetzt aber machte sich der Mangel des belebenden Verkehrs mit der Natur und seine ihm selbst anfänglich nicht fühlbare Farbenblindheit immer mehr geltend.



Johann Gottfried Steffan (1815—1905).
Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Vor seinem Sohne Arnold sind seine Schüler oder Studiengenossen gewesen: sein Schwiegersohn Traugott Schieß (1835—1869) und Otto Frölicher (1840—1890) und dann später Balz Stäger. Auch diese ersten beiden und alle seine Altersgenossen hat Steffan überlebt.

Die ehrenden Beweise der Hochschätzung, die von amtlicher Seite, von Münchner und Schweizer Künstlern und Freunden seinem Namen gezollt wurden, leuchteten wie ein versöhnend Abendrot über dem Grab des immer mehr vereinsamten Altmeisters, der nur noch seinen zahlreichen Kindern und Enkeln lebte.

R-f-.

✻ Erik ✻

Ein Bruchstück von Johanna Siebel, Zürich.

Nachdruck verboten.

Man hatte den kleinen Erik aus der engen Stadt in die Höhe gebracht; er ist krank, und in der Höhe weht Hoffnung.

Er liegt in einem hellen luftigen Zimmer, sein feines Bettchen ist mit blütenweißem Linnen gedeckt. Das Gesicht des kleinen Erik ist fast so weiß wie das Linnen, auf dem er liegt; aber es ist unsäglich lieblich in dieser Blässe und von überraschend schöner Bildung.

Eine Fülle seidiger Locken umschmiegt Stirne und Wangen.

Doch die Locken, die sonst im Sonnenlichte goldig flirten, sind dunkel und feucht heute. So matt ist das Kind. Die langen glänzenden Wimpern liegen schattend auf der wächsern zarten Haut. Der feingewölbte Mund ist fieberröt und halb geöffnet und läßt die weißen, festen, schimmernden Zähne sehen; die Flügel der stolzgebogenen kleinen Nase zittern leise in hastigem Atmen.

Um den Knaben ist eine Wärterin beschäftigt, eine von den peinlich saubern, guten, sorglichen. Ihr Blick ruht in liebevollem Erbarmen auf dem kranken Kinde. Von Zeit zu Zeit rollt ihr eine Träne über das kummervolle runzlige Gesicht, die sie alsdann hastig mit dem Handrücken abwischt.

Der Knabe soll ihr Weinen nicht sehen; da muß man sich in acht nehmen, er sieht und hört gar viel, mehr als die andern ahnen und mehr als seinen Jahren zukommt.

Sie neigt sich über ihn: „Erik, kleiner, lieber Erik!“ flüstert sie und streicht leise hin über die schmalen Hände, deren Fingern sich so vornehm zuspitzen.

Tiefe Sorge und grenzenlose Hingebung liegt im Wesen der Alten.

Ein schwerer Seufzer zittert über ihre Lippen. Wenn Gott ihr den Jungen nähme!

Arme Hanna!

Vorsichtig, wie in stiller Angst, naht sie dem Knaben mit einem Krasstrant.

Als sie versucht, dem Kinde sorgsam einige Tropfen in das geöffnete Mündchen zu flößen, wehrt es ab mit den matten Händen, dreht müde den schönen Kopf und sagt leise und gequält: „Nein, nein!“

Beim erneuten Linden Versuch der Alten beginnt ein grau-samer Husten den schwachen Körper förmlich zu schütteln. Keuchend, pfeisend bahnt sich die Luft durch die zugeschnürte Kehle. Furcht, Entsetzen und um Befreiung stehendes Bitten liegt auf dem schönen Knabengesicht. Dann sinkt das Kind in tödlicher Erschöpfung nieder auf das Kissen. Auf dem zarten wachsbleichen Antlitz mit den fahlen, bläulichen Schaiten um Nase und Mund perlt der Schweiß. — Warum läßt man es nicht im Frieden?

Wohl, die alte, gute Hanna will ihn dem Leben retten! Aber sie weiß doch! Sie besser als irgendeine. Vor ihr liegt alles offen, das, was war, und das, was sein wird! All die Härte und Sehnsucht und Unbegreiflichkeit der Vergangenheit und all die Härte und Grausamkeit der Zukunft. Das wird für ihn ja nie anders werden!

Der kleine bleiche Knabe, der jetzt mit den großen, überirdisch schönen Augen wieder ruhig und gedankenvoll in die sinkende Sonne schaut, ist da ganz sicher.

Er ist klug und versteht die Sprache der Großen, obwohl er noch nicht ganz sieben ist. Dies Verstehen hat ihm früher viel Kummer gebracht, nun ist es vorbei; aber es gelüftet ihn nicht, all das zu erfahren, was die Großen an weiterem Leide für sein Leben voraussehen. „Der arme Schelm!“ haben sie zuweilen mit jenem grausamen Ton überlegenen Bedauerns

gesagt, der dem feinen schlanken Knaben die heiße Nöte unter die weiße Haut trieb. „Der arme Schelm! Es wird ihm natürlich sein Leben lang anhaften, der Makel seiner Geburt; da mögen die Vorurteilslosen lange sagen, ihnen gelte der Mensch und das, was er ist, und das, was er leistet; es gibt eben auch andere, und die stoßen den Dorn ins Fleisch. Armer Bub! Und wenn er wenigstens noch gesund und stark wär', aber so!“ — Erik hat im Anfang nicht recht begriffen, was das bedeutet: „Der Makel seiner Geburt“; daß es etwas sehr Schlimmes ist, hat er sofort gefühlt, nachher hat er sich die Sache dann in seinem nachdenklichen Köpfchen zurechtgelegt. In seinem besondern Fall besagt's, daß man seine Mutter nicht bei sich haben kann, daß sich die Mutter unter Wangen und Beben nur zu einem schlecht und Furcht hat, ihr eigen Kind zu sehen, trotz aller brennenden, riesengroßen Liebe, die eins fürs andere hegt. — Und er hat mit der Zeit immer tiefer fühlen gelernt, daß es sehr schlimm für kleine Kinder ist, einen Makel der Geburt zu haben.

Aber jetzt denkt Erik nicht an das böse Wort und den Schatten, den es über sein junges Leben geworfen; er denkt der Liebe der Mutter, und über sein weißes Gesicht, das unentwegt der Sonne zugewendet ist, huscht es hin wie ein leises wunderfüßes Lächeln.

„Nicht wahr, Hanna, sie ist mir gut?“ fragt er flüsternd.

„Ja, sehr, sehr,“ nickt die alte Frau.

Seltiger lächelt der Knabe; Hanna muß ihm täglich die Versicherung geben, und täglich saugt seine kleine Seele neue Erquickung daraus. Niemand außer Hanna vermag ihm zu erzählen von der Liebe der Mutter zu ihm. Unermüdet hat sie davon berichten müssen, wenn sie ihren schlanken schönen Buben mit den hungrigen Augen und dem wißbegierigen Frage-mund im Dämmern auf dem Schoß gehabt. Jeden Augenblick ihres kargen Beisammenseins hat sie vor ihm aufleben lassen. Dem lechzenden Kinde mußte Erinnerung geben, was ihm die Gegenwart versagte.

Das Bild der Mutter stand auf seinem Bettrand und ward jeden Abend und jeden Morgen als letztes und erstes mit heißen, leidenschaftlichen Küssen bedeckt.

Das war des scheuen Knaben Abend- und Morgensegens!

Dort oben in dem sonnedurchwogten Raume auf luftiger Bergeshöhe ist es still.

Hanna streicht, um für ihren Liebling doch etwas zu tun, das feine, glänzende Linnen des Bettes immer wieder von neuem glatt, fährt auch in schüchternem Liebkosen hin über die schmale Kinderhand und setzt sich zuletzt nieder an dem Bettchen und seht und sinnt mit dem blassen Knaben hinaus in die weiche wunderfame golddurchzitterte Schönheit des Frühlingsabends.

Ob sie wohl kommen wird?

Heute noch?

Leicht könnte es zu spät werden!

Der Knabe hat so seltsame überirdische Augen, in deren geheimnisvollen Tiefen ein etwas liegt, das bedeutet: „Nleber ein Kleines, nur über ein Kleines!“

Hanna seufzt schwer auf und faltet die Hände, und ihre Lippen raunen fast unhörbar: „Eile dich, o eile dich!“ Sie denkt der schönen bleichen Frau mit den hohen schlanken Gliedern und den Augen, in denen der Schmerz wohnt.

Die ist einmal an einem goldklaren Herbsttage zu ihr in das weltferne Heidedorf gekommen, müden Schrittes, das königliche Haupt geneigt wie unter harter Last und hat mit ge-